

Nr. 218. Bromberg, den 23. September 1932.

Onkel Otto

Ein fröhlicher Roman von Adolf Augustin.

1. Der Onkel aus Amerika.

Pulkenau ist eine kleine Stadt in der Mark, mehr der Provinz Sachsen als Berlin zugelegen. Es hat 6000 Einwohner, und es war ein ganz unbescholtenes Fleckchen, in dem man sich ungestört zur Ruhe setzen konnte.

Bis es Bad wurde!

Jawoll! Pulkenau kriegte, wie so viele kleine Städte, den Größenwahn, als man eine unbedeutende Mineralquelle, die wohl Eisen und Schwefel enthielt, entdeckte.

Da schwoll den Stadtvätern der Kamm. Pulkenau muß Bad werden! Da das Städtchen auch über einen See verfügte — sonst Pulkenauer Pfütze genannt —, war ja alles da, was man für ein Bad sich wünschen konnte.

Also wurde unter dem sehr aktiven Bürgermeister Justus Kirsch das unbescholtene Pulkenau zum Bad.

Man kann nicht sagen, daß es besonders mit Naturschönheiten gesegnet war. Die Wälder um Pulkenau herum waren dürftige Fichten- und Kiefernwälder, wie man sie so oft in der Mark findet und wirkten weder imposant noch idyllisch. Wehmut packte einen, wenn man in ihnen promenierte.

Die Stadt selbst war eine der typischen Markstädte, kleine niedrige Häuser ohne irgendwelche individuelle Prägung. Eine richtige kleine Ackerbürger- und Handwerkerstadt.

Baudenkmäler und andere architektonische Schönheiten fehlten restlos. Es fehlte eigentlich so ziemlich alles, was diese Stadt reizvoll machen könnte, aber sie wurde doch Bad.

Halt, eins habe ich vergessen!

Pulkenau war der Geburtsort des großen Dichterphilosophen Gerstenzoll! Kennen Sie Gerstenzoll? Nein? Ich auch nicht! Keiner kennt ihn, aber in Pulkenau preist man ihn jedes Jahr einmal gründlich und möchte seine Weltbedeutung durchsetzen.

Ein Werk von Gerstenzoll? Keine Ahnung! So viel sei nur gesagt, daß Gerstenzoll sich strebend bemühte, das Nichts philosophisch nach allen Richtungen zu durchleuchten, und das soll ihm auch fabelhaft gelungen sein. Er hat *nichts* entdeckt.

Also kommen wir zum Bad Pulkenau zurück.

Keine Einzelheiten jetzt! Später! Kehren wir jetzt im Hotel „Zum grünen Kranze" in Pulkenau auf dem Markt ein.

*

Frank Käsebier heißt der Wirt, nicht schön, aber unvergeßlich.

Er ist ein Mann in den Vierzigern, groß, dunkelhaarig, immer etwas in Erregung, mit den Allüren eines internationalen Hoteldirektors und doch . . . Kleinstadt.

Er tut immer äußerst wichtig, und sein Ehrgeiz ist es, wie ein Grandseigneur aufzutreten.

Er möchte das von seinen Gästen auch. Wenigstens im Geldausgeben.

Frank Käsebier ist eben sehr aufgeregt in die Küche gekommen, wo seine gestrenge Gattin Antonie waltet, der nichts entgeht und die sich ehrlich müht, ihren Untergebenen schon im Diesseits einen Vorgeschmack von der biblischen Hölle zu geben.

„Was ist los, Frank?" fragt sie erstaunt, denn er schaut heute einmal so unbefangen überrascht aus wie an dem Tage, da sie ihn zur Werbung durch Überrumpelung zwang.

„Hast du einen Augenblick Zeit, Antonie?"

„Ja! Was ist denn los? Lina, passen Sie auf die Rumpsteaks auf. Sie wissen, Assessor Scholl will seins immer gut durchgebraten!"

Lina, die Köchin, die einzige, die sich von Antonie nichts gefallen läßt, nickt und sagt gleichmütig: „Det wees ick! Un' der Herr Aktuar, der frist's halb roh!"

Franks Stirn legt sich in Falten.

„Fräulein Lina . . . ich muß doch bitten, sich einer feineren Art der Aussprache über unsere Gäste zu bedienen!"

„Wat denn, wat denn! Ick habe doch jarnischt jesagt! Jottenee, ick bin eben 'ne Frau aus det Volk, nicht so feudal wie Sie, Herr Chef!"

Das versöhnt Frank immer wieder. Sie weiß das. Wenn sie ihn feudal und Herr Chef nennt, da ist immer alles gut.

Er nickt ihr wohlwollend zu und verläßt mit der Gattin die Küche. Sie gehen in das kleine Bureau.

„Was hast du denn, Mann?"

„Etwas . . . ungeheuer Wichtiges! Du wirst staunen!"

„Denn rede doch, Mann!"

„Es ist ein Brief aus Amerika gekommen . . . Onkel Otto hat geschrieben!" spricht Frank feierlich.

„Onkel Otto? Was du nicht sagst! Was schreibt er denn?" antwortet Frau Antonie aufgeregt.

Er zieht den Brief hervor und liest: „Lieber Neffe! Die Sehnsucht nach der Heimat hat mich gepackt. Das alte Deutschland will mir nicht aus dem Kopf, und ich habe drum beschlossen, nach der Heimat zurückzukehren. Ich fahre in 14 Tagen mit dem Dampfer „Bremen" ab und bin am 2. April drüben in Deutschland bei Euch! Ich suche ein schönes, stilles Plätzchen, wo ich meine paar Jahre in Ruhe verleben kann. In einem amerikanischen Blatt las ich von dem neuen Kurort Bad Pulkenau. Wie ist es? Wollt Ihr mich aufnehmen? Schreibt nicht erst, schickt mir ein Telegramm, und ich komme dann zu Euch. Holt mich nicht in Bremerhaven ab. Es ist nie sicher, wann ein Dampfer an-

legt. Ich fahre von Bremen aus ohne Aufenthalt nach Pulkenau. Benachrichtige meine anderen Verwandten von meinem Kommen. Herzlichst grüßt Euer Onkel Otto."

Wie einem Evangelium hat Antonie gelauscht. Der reiche Onkel aus Amerika kommt!

„Was sagst du nun, Antonie?" fragt Frank Käsebier stolz. „Unser lieber Onkel hat uns nicht vergessen! Das wird eine Sensation für Pulkenau! Natürlich wird er bei uns seinen Lebensabend beschließen."

„Natürlich, Frank!"

„Die lieben Verwandten werden ja meutern! Diese... Erbschleicher... da möchte ihn jeder bei sich haben, um sein Schäfchen in Ruhe zu scheren!"

„Weißt du... sag' es ihnen einfach nicht!"

„Das geht nicht, Frau. Onkel schreibt ausdrücklich... ich soll's den anderen mitteilen. Tue ich's nicht, dann... kann er falsch von mir denken! Das will ich vermeiden! Nein, nein! Heute sage ich's ihnen. Theodor kommt ja doch heute zum Skat und August arbeitet den Nachmittag sowieso bei mir! Du weißt, die beiden Fremdenzimmer lasse ich neu malen. Bei der Gelegenheit sage ich's ihnen."

„Ja . . . und . . . Peter Lenz . . .?"

„Peter Lenz? Existiert nicht für mich!"

„Er ist aber Onkels Schwager! Wir müssen ihn unterrichten."

„Das besorgt Theodor schon, mach dir keine Sorgen! Peter Lenz . . . dieser . . . dieser ungehobelte Bursche . . . kommt nicht in Frage. Dieser Mensch existiert nicht für mich!"

*

Aufregung geht durch den „Grünen Kranz".

Es wird bekannt, daß der reiche Erbonkel der Familie Käsebier im Anrollen ist.

Auf den Treppen flüstern sich's die Dienstboten zu. Der Ober hört's gnädig vom Piccolo an.

August Nolte, der Malermeister, hält im Pinseln inne, als er hört, was sich da Großes tut; Theodor Käsebier, dem Bauunternehmer, wird die Nachricht beigebracht, als er einen „Grand mit Vieren" in der Hand hat.

Er verspielt ihn in der Aufregung.

August Nolte — er hat eine Nichte Onkel Ottos zur Frau — und Theodor Käsebier laden den Wirt „Zum grünen Kranze" zu einer Flasche ein, und als Dank gibt der ihnen den Brief zum Lesen.

Es ist ihm ein Vergnügen, zu sehen, wie sie rote Köpfe kriegen. Sie ärgern sich und denken: „Warum will Onkel Otto nicht bei mir wohnen?"

Nolte legt die Stirn in würdige Falten und sagt wie nebenher: „Hm... 2. April... hm... kommt etwas ungünstig für dich, lieber Frank. Dann kommt die Saison, wo du kein Zimmer frei hast! Na, tut ja nichts. Ich kann Onkel zwei Zimmer einräumen!"

Hastig fällt Theodor ein.

„Aber Aujust, det überleg' dir doch: Onkel hat drüben sicher einen Palast gehabt. Jawoll, einen Palast, der will doch hier auch entsprechend wohnen. Ich hab 'n Gedanken... ich werde Onkel in den Neubau, du weißt, in den die Stadtbank kommt, eine feudale Fünfzimmerwohnung einbauen."

Frank fällt ein.

„Laß doch das sein! Onkel hat mir geschrieben, folglich wird er bei mir wohnen. Onkel ist mir natürlich lieber als jeder andere Gast."

„Klar, det denk ich ooch! Onkel mit sein klotziget Jeld!" sagt Theodor giftig, und Nolte nickte ihm zu.

Frank reckt sich und tut ein stolzes Wort.

„Und wenn er der ärmste Teufel wäre... mir ist er willkommen! Onkel Otto ist reich, das wissen wir alle. Was er mit seinem Mammon einmal macht, das wissen wir nicht. Das ist seine Sache."

Damit endet die Aussprache.

*

Gegenüber vom „Grünen Kranz" auf dem Markt, da liegt das Gasthaus „Zum blauen Ochsen".

Das Gasthaus gehört dem immer vergnügten Peter Lenz, einem Manne Mitte der Fünfzig, groß, breit und mit einem hübschen Bäuchlein gesegnet.

Er hat zum Ärger der Stadtväter den ganzen Bad-Rummel nicht mitgemacht, hat verzichtet, sich umzustellen und sein ältestes Gasthaus am Orte der Neuzeit anzupassen.

Es wirkt wie ein Fremdkörper im Stadtbild.

Wie ein biederes Dorfwirtshaus schaut es aus. Und ist es eigentlich auch noch. Die Fassade ist schmucklos, es ist nur einen Stock hoch, und ein sehr hohes Ziegeldach drückt es zusammen, gibt ihm aber gleichzeitig etwas Behagliches.

Vor dem „Blauen Ochsen" steht nach wie vor die Krippe, aus der die Pferde fressen. Garage ist nicht vorhanden. Die Zimmer sind einfache, saubere Bauernzimmer, mit geschnitzten Möbeln. Jenseits der neuen Zeit steht das Gasthaus.

Es wirkt, als habe man vergessen, es wegzunehmen. Wie Dorf in der Stadt.

Vor dem Gasthof „Zum blauen Ochsen" steht ein mächtiger Nußbaum. Der Stolz der Familie Lenz, der Stolz des jetzigen Besitzers.

Die Stadt wollte ihn weghaben, es kam zu einem großen Prozeß. Peter Lenz siegte; denn er wies bei der Verhandlung vor dem Kammergericht nach, daß der Nußbaum auf eigenem Grund stehe und daß durchaus kein öffentliches Interesse bestehe, den Baum zu beseitigen.

Das kostete die Stadt viel Geld und es war kein Wunder, daß man ihm nicht grün war.

Die Stadtväter mieden den „Blauen Ochsen", es zog weitere Kreise. Die Sache wurde zu einer Angelegenheit jedes Pulkenauers. Es gehörte einfach zum guten Ton, den Mann zu meiden, der durch seinen Querkopf die Entwicklung der Stadt aufhielt.

Peter Lenz' Geschäft ging sehr zurück, und Frank Käsebiers Hotel florierte immer mehr.

Aber Peter Lenz verzog darob keine Miene.

Erstens war er nicht ganz unvermögend, und zweitens langte es bei seiner bescheidenen Lebensführung für ihn und den Sohn vollkommen.

Die Bauern der ganzen Umgebung unterstützten ihn sehr. Für die gab's kein „Hotel zum grünen Kranze", die kehrten nur im „Ochsen" ein, und das schaffte einen Ausgleich.

Frank Käsebier war aber Peter Lenz aus zwei anderen Gründen nicht grün.

Peter Lenz hatte ihm als jungem Mann einmal eine Ohrfeige gegeben, die er nicht vergaß, und dann... zwischen Peters Sohn und Franks lieblicher Tochter Dixi hatte sich etwas angebahnt.

Lieblos war eingegriffen worden, und man hatte Dixi in die Pension getan.

Seit einem Vierteljahr war sie nun wieder im Hause. Scheinbar hatte sie das Intermezzo von einst vergessen.

*

Peter Lenz sitzt am Abend dieses Tages mit einem seiner wenigen Pulkenauer Getreuen in der Gaststube beim Bier. Es ist dies der Stellmachermeister Seyder, ein alter Herr.

„Peter," sagt Seyder bedächtig, „was sagst du zu der Sache? Ich meine mit deinem Schwager!"

„Was ist denn mit Otto los? Der sitzt drüben fidel und munter!"

„Nicht mehr lange! Der ist doch auf der Reise nach Deutschland."

Peter schüttelt den Kopf. „Davon weiß ich nichts."

„Aber er hat's doch dem Frank vom „Grünen Kranze" geschrieben!"

„Was? Der will nach Pulkenau kommen?"

„Jawoll! Am 2. April trifft er voraussichtlich ein! Die ganze Stadt spricht doch davon, und der Frank läuft wie ein Pfauhahn herum. Ich glaube, der fühlt sich schon als halber Millionär!"

Peter Lenz ist in Gedanken. Dann lächelt er. „Also der gute Otto kommt zurück nach der Heimat! Heimatsehnsucht! Daß er mir da nicht geschrieben hat!"

„Das wundert mir auch!"

„Ausgerechnet dem Frank! Mit Franks Vater hat er sich nicht gut gestanden! Na, mir soll's gleich sein! Mir ist er willkommen!"

„Was denn! Die lassen ihn wohl zu dir? Wo denkst du hin! Die rechnen jetzt schon aus, was er für Vermögen hat. Ist er denn überhaupt sehr vermögend?"

„Das muß er schon sein. Die drüben haben mal eine Auskunft eingeholt, und die hat gesagt, daß man ihn auf einen Mann von einer Million Dollar schätzt, es könnten aber auch noch mehr sein!"

„Mit was hat er denn das viele Geld verdient?" spricht Seyder ruhig weiter. Ihn macht die Summe nicht erregt. Er ist alt und sehnt sich nicht nach Reichtum.

„Da fragst du mich zuviel! Onkel Otto — wir nennen ihn alle nur so, selbst ich als sein Schwager — hat eine abenteuerliche Laufbahn hinter sich. Er ist nach drüben gegangen, um Gold zu graben, dann war er in Chikago in den Fleischhäusern tätig und auch als Clown in einem Zirkus!"

„Clown? Nicht möglich!"

„Nicht wahr, da staunst du! Clown! Wie ich sagte! Soll sogar viel Geld damit verdient haben, soll berühmt gewesen sein. Dann hat er ein Theater gehabt. Das ist alles, was ich weiß."

„Wie stehst du mit ihm?"

„Gut! Aber wir haben uns zu selten gesehen! Dreimal nur!"

„Und was wirst du jetzt tun?"

„Ich?" fragt Peter erstaunt. „Was soll ich tun! Daß er mir immer willkommen ist, das weiß er!"

„Willst du ihn denn in den Händen deiner lieben Verwandten lassen?"

Peter winkt ab.

„Laß, Seyder! Nicht darüber sprechen! Ich weiß ja, daß ihnen allen am Onkel nur eins lieb und wert ist. Sein Geld! Nur sein Geld! Aber ich denke mir, ein Mann wie Onkel Otto . . . der hat offene Augen, der wird den Leuten ins Herz sehen können und wird sich danach richten. Mir ist er immer willkommen, auch wenn er ganz arm wäre!"

„Wenn du es sagst, Peter, dann glaub' ich's!"

(Fortsetzung folgt.)

Brommangel und Geisteskrankheit.

Von H. Frank=Obermüller.

Mit der Kenntnis, daß Brom als Beruhigungsmittel gute Dienste zu leisten pflegt, erschöpft sich im allgemeinen unser Wissen von diesem Stoff. Wenige ahnen, daß, ähnlich wie das Jod, auch Brom einen wichtigen Bestandteil unseres Leibes bildet und daß ihm darin bedeutungsvolle Aufgaben zufallen.

Allerdings ist der Bromgehalt des menschlichen Körpers nur sehr gering; nach neueren Untersuchungen der beiden deutschen Forscher Zondek und Bier beträgt er bei einem Gesunden nur ein Milligramm auf je hundert Gramm Blut, übertrifft damit aber den Jodgehalt immerhin noch um das Hundertfache. Die genannten Gelehrten untersuchten dann auch einige hundert Kranke verschiedenster Art auf den Bestand an Brom in ihrem Blute und fanden die gleichen Werte wie bei den Gesunden.

Zondek und Bier gingen aber noch weiter; sie beschäftigten sich auch mit Geisteskranken und gelangten dabei zu einem überraschenden Ergebnis: Bei einer bestimmten Form der Psychose, bei der melancholische mit manischen Perioden abwechseln, dem sogenannten manisch=depressiven Irresein, war der Bromgehalt erheblich niedriger als in allen anderen Fällen. Damit hatte man sich dem alten Streben, geistige Störungen mit der Zusammensetzung des Blutes in Verbindung zu bringen, einen erheblichen Schritt genähert. Eine Beziehung zwischen Brommangel und der genannten Form der Geisteskrankheit ist nach den Ergebnissen der beiden Forscher nicht länger zu leugnen.

Woher stammt nun das Brom im menschlichen Körper? Das Jod wird bekanntlich von einem besonderen Organ, der Schilddrüse, geliefert. Sollte es vielleicht auch für das Brom — das ja mit jenem zu derselben chemischen Reihe, jener der Halogenen, gehört — eine ähnliche Quelle, etwa eine andere Drüse, geben? Zondek und Bier gingen dem Gedanken nach und untersuchten zunächst den sogenannten Hirnanhang, die Hypophyse, eine am Grunde des Gehirns sitzende Drüse, die zwei wichtige Stoffe, ein Wachstumshormon und ein anderes zur Steigerung des Blutdrucks, liefert.

Es ergab sich bald, daß die Forscher einen glücklichen Griff getan hatten. Im Hirnanhang findet sich nämlich in seinem vorderen Teil zwanzigmal mehr Brom als in den übrigen Organen. Da man nun weiß, daß die Drüse in enger Verbindung mit einem im Gehirn ihr benachbarten Teil des Nervensystems steht und sich auch gerade in dieser Gegend des Gehirns mehr Brom fand als in den anderen, lag die Vermutung nahe, daß der Hirnanhang außer seinen übrigen Produkten auch noch einen stark bromhaltigen Stoff mit physiologischer Wirkung herstellte. In der Tat gelang es, aus dem vorderen Teil der Hypophyse einen Stoff abzusondern, der verhältnismäßig viel Brom enthält und bei Tieren, denen er eingespritzt wurde, verminderte Reizbarkeit des Nervensystems, Schläfrigkeit und Ermüdung hervorrief. Die Zusammensetzung dieses Stoffes ist zwar noch nicht bekannt; immerhin vermochten Zondek und Bier auf einem Umwege doch noch etwas Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen.

Wir wissen, daß die Schilddrüse einen stark jodhaltigen Stoff liefert, das sogenannte Thyroxin, den es auch schon im Laboratorium auf synthetischem Wege zu bilden gelungen ist. Die deutschen Gelehrten ließen nun eine chemische Verbindung herstellen, die in jeder Hinsicht dem Thyroxin entsprach mit dem einzigen Unterschiede, daß die Jodatome darin durch solche des Broms ersetzt wurden. Ob das Ergebnis in jeder Hinsicht dem in der Hypophyse gebildeten gleichzusetzen ist, läßt sich heute noch nicht sagen; immerhin steht fest, daß er nach Einspritzung beim Menschen Ermüdung hervorruft.

Wir kommen damit auf ein höchst interessantes, trotz allen Fortschritten der Wissenschaft noch wenig geklärtes Gebiet: das des Schlafes. Wodurch entsteht das Bedürfnis danach? Liegt da ein periodisches Verlangen der Körperzellen nach Ruhe vor oder entstehen — wofür vieles spricht — im Körper während des Wachseins sogenannte Ermüdungsstoffe, die zum Schlafe führen und in dessen Verlauf wieder ausgeschieden werden? Es ist zu erwarten, daß die Untersuchungen von Zondek und Bier uns auch in dieser Richtung einen großen Schritt weiter führen werden.

Eine der am meisten ins Auge fallenden Erscheinungen beim manisch=depressiven Irresein besteht nämlich in der mit dieser geistigen Störung verbundenen Schlaflosigkeit; andererseits wurde bereits darauf hingewiesen, daß bei derartigen Kranken der Bromgehalt des Blutes unter das übliche Maß sinkt. Es lag daher auf der Hand, nach näheren Zusammenhängen zwischen Schlaf, Schlaflosigkeit und bromhaltigen Stoffen zu suchen. Wenn diese Forschungen auch noch keineswegs zu Ende geführt sind, läßt sich heute doch schon folgendes sagen: Bei Hunden, die man durch ein Schlafmittel in tiefen Schlaf versenkt, dann getötet und in ihrem Nervensystem auf Brom untersucht hat, finden sich im Durchschnitt die gleichen Werte wie bei normalen Tieren, aber mit einer Ausnahme. In einem bestimmten Teile des Gehirns wird bei den mit dem Schlafmittel behandelten Tieren viel mehr Brom festgestellt als unter gewöhnlichen Umständen ,und dieser Teil ist gerade jener, wo die Wissenschaft schon seit längerem ein Schlafzentrum vermutet.

Wenn damit das Rätsel des Schlafes auch noch lange nicht gelöst ist, so geben diese Tatsachen doch zu denken. Leider fehlt es noch völlig an Untersuchungen über den Bromgehalt im Gehirngewebe und Blut während des normalen Schlafes; immerhin läßt sich schon soviel sagen, daß die Arbeiten der deutschen Gelehrten einen Weg gewiesen haben, der zu interessanten und bedeutsamen Erkenntnissen zu führen verspricht.

Bethula.

Skizze von Editha=Charlotte Francke.

Der Maler Lay ging vom Rittersaal zur Bibliothek hinüber. In der weiten Halle des Schlosses war es still. Lay legte die Hand auf die Klinke der schweren Eisentür und zögerte ein wenig vor dem Eintritt. Er wußte, drinnen erwartete ihn Baronesse Angelika, die Tochter des Hauses. Er malte seit gestern an ihrem Bildnis für die Ahnengalerie. Soeben hatte er die lange Reihe ihrer Vorfahren durchschritten, Anhaltspunkte für sein Bild zu finden, das sich der Umgebung richtig einfügen sollte. Ein Erlebnis für Lay, fand er doch in den Ahnen überall Ähnlichkeit mit der Baronesse

wiederkehren. Ein kleines Brustbild der Empirezeit überraschte ihn besonders. Die Natur schien sich in der Tat scherzend wiederholt zu haben. Der zierliche Jundmädchenkopf in Jägertracht mit grünem Dreispitz schräg auf den braunen Locken, blühenden Farben, leuchtend blauen Augen, einem roten, lockenden Mund, verwirrte ihn fast. Die Göttin Diana konnte nicht betörender sein, und dabei... genau die Baronesse Angelika.

Er klopfte und trat in die Bibliothek. Angelika wandte sich ihm entgegen. Sie saß in einem bequemen Sessel, eine Plüschdecke über den Knien. Lay begrüßte sie und begab sich an die Arbeit. Angelika war sehr schön. Ihr ovales Gesichtchen mit den zart gefärbten Wangen hob sich auffällig vom dunklen Hintergrund ab. Ihr Haar wellt sich mit goldenem Widerschein um die edle Stirn. Rätselhaft groß leuchteten die Augen, der Mund war klein, voll scheuer Lebenslust, alles wie auf dem Gemälde drüben, nur einen Schatten entsagender, müder.

„Die Geschlechter altern", dachte Lay, „das heiße Blut fließt matter in jeder Generation". Er wußte nur diese Deutung. „Der Rittersaal ist eine Sehenswürdigkeit", begann er nach einer Weile in liebenswürdigem Plauderton.

„Wie gefiel Ihnen Bethula?" fragte die Baronesse.

„Sie meinen die kleine Jägerin?"

„Ja, Bethula im Jagdkostüm. Reiten und Pürschen soll ihr lieber gewesen sein als Stubenhocken." Angelika seufzte leise und schwieg.

„Sie gleichen ihr vollkommen", sagte Lay mit offener Bewunderung.

„Mein Gesicht ja, aber sonst . . ." wehrte Angelika ab. „Sie war voller Leben und Leidenschaft!"

„Können Sie nicht auch so sein?" Lay sah Angelika an, daß sie errötete.

„Ich will Ihnen von Bethula erzählen", lenkte sie verwirrt ab. „Bethula war nicht nur eine waidgerechte Amazone, sie hatte auch eine wunderbare Stimme und wurde auf Wunsch ihres Vaters im Gesang ausgebildet. Ein Musiker unterrichtete sie hier im Schloß — mit Erfolg. Man erzählt, daß denen, die ihr zuhörten, seltsam leicht und froh ums Herz wurde und sie ihre Sorgen vergaßen.

Bethula wurde natürlich sehr gefeiert, machte sich aber wenig daraus, ebensowenig wie aus den vielen Heiratsanträgen, die sie bekam. Weder Liebe, Rang noch Titel schienen ihr etwas zu bedeuten.

Die Chronik berichtet weiter, wie sie täglich nach den Falken zu sehen pflegte. Sie waren im alten Wachtturm am Ende des Parkes untergebracht. Stundenlang tändelte sie dort allein mit den Tieren herum.

An einem glühheißen Tag entlud sich ein furchtbares Gewitter. Plötzlich hieß es: „Der Turm brennt! Es hat eingeschlagen!" Zur selben Zeit wurde Bethula vermißt, der Musiklehrer gleichfalls.

Alles eilte zum Turm, da man sie dort und in Gefahr glaubte. Als man hinkam, war der Zugang schon eingestürzt. Ehe jedoch dieses Hindernis beseitigt werden konnte, vernichteten die Flammen Treppe, Dielen und Fenster. Der Turm sank in sich zusammen. Von Bethula war nichts zu entdecken, auch später nicht, als man grub und suchte.

Einen Tag danach brachte ein Waldhüter ihren grünen Dreispitz. Er hatte ihn auf einer Lichtung gefunden und frische Fußspuren dazu. Und am gleichen Abend kam eine Frau aus dem Dorfe und beteuerte, beim Beerenlesen von fern die Stimme der gnädigen Baronesse singen gehört zu haben. — Aber Bethula kam nie wieder."

„Dann ist sie also mit dem Musiker geflohen!" rief Lay.

„Man weiß es nicht", sagte Angelika ablehnend.

„Halten Sie das für unmöglich? Könnten Sie es nicht verstehen?" fragte Lay dringend. Angelika senkte den Blick und schwieg. Es klopfte — der Diener meldete, daß angerichtet sei. Lay mußte sich verabschieden. —

Die nächste Zeit war spannend und voll Aufruhr für Lay. Angelika erfüllte einzig seine Gedanken, sein Sehnen und Fühlen. Eine mächtige Leidenschaft hatte ihn ergriffen. Er schlief kaum, sah im Traum und Wachen nur Angelikas Züge. Die tägliche Sitzung war ihm eine freudige Qual, Angelika so nahe zu haben und doch so fern von ihr zu sein. Täglich fand er sie in ihrem Lehnstuhl sitzend in der Bibliothek vor, täglich durfte er sie zwei Stunden sehen, doch nie begegnete er ihr im Schloß oder Park. Sie blieb unfaßbar zurückhaltend. Er verzweifelte fast darüber. Das Bild gedieh inzwischen zu seelenhaftem Ausdruck. Es wuchs über Lays bisheriges Schaffen hinaus. In der letzten Sitzung bat Lay die Baronesse, ihn zum Abschied an die Turmruine zu begleiten, wo Bethula so gern geweilt. Er hoffte auf eine Gelegenheit, ihr von seiner Liebe sprechen zu können. Angelika lehnte ab.

„Warum?" fragte er dringend, „warum verweigern Sie mir diese kleine Bitte? Haben Sie denn nicht das geringste Wohlwollen für mich übrig?"

Angelika, die in den letzten Tagen sehr angegriffen aussah, erwiderte mit leiser Stimme: „Gerade deshalb!"

Eine Pause trat ein.

Dann begann Angelika tonlos: „Also man merkt es nicht, daß ich nicht gehen kann wie andere, daß ich gelähmt bin?"

Lay schüttelte fassungslos den Kopf. Deswegen also! Er verstand auf einmal alles. Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen und warme, tröstende Worte gesagt, aber Angelika saß in so unbewegter, abweisender Haltung da, daß er nur ihre Fingerspitzen innig an die Lippen zu drücken wagte und sie ganz erschüttert verließ.

Er packte seine Sachen und ging noch einmal in den Park, seinen Aufruhr zu dämpfen. In der Nähe der Ruine setzte er sich auf eine Bank. Er dachte so stark an die Geliebte, daß er Raum und Zeit vergaß. Plötzlich hatte er die Empfindung, nicht mehr allein zu sein. Er wandte den Kopf; eine zarte, biegsame Mädchengestalt eilte vorüber. Sie führte eine große Dogge am Halsband. Lay erschrak, denn er erkannte Angelika. — Angelika? Und sie konnte doch gehen! Ein Jubel ohnegleichen überkam ihn. Lay glaubte, sie suche ihn, stand auf und folgte ihr schnell. Sie war schon an der leeren Türöffnung des Turmes angelangt; jetzt trat sie ins Innere. — Gleich darauf erreichte Lay den Eingang und blickte gespannt hinein. Er sah in einen öden, völlig leeren Raum. Angelika war spurlos verschwunden. Er faßte sich an die Stirn, ihn ergriff das Spukhafte des Augenblicks. „Bethula?" dachte er halb ungläubig, und wie eine Antwort webte in der Luft ferner, melodischer Gesang. — Ein Glücksgefühl stieg in ihm auf. Er wußte nicht warum. Das Leid um Angelika und der Abschied von ihr verklärten sich zu einem durchgeistigten Erlebnis.



Lustige Ecke



Das Universalmittel.



„For zwanzig Fennje Medezin!"

„Medizin? Was für Medizin?"

„Wo 't ville von jibt, un wat for Vatern sein'n Husten is, un wo man die Wanzen mit wechbringt!"

*

* **Der witzige Arbeiter.** „Können Sie auch ordentlich arbeiten?"

„Für vier."

„Na, na."

„Ich habe eine Frau und zwei Kinder."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.